

Martin Opitz: Patria – Nation –
Europäische Renaissance
Neue biographische Forschungen zur
Stellung des 'Gekrönten' in der
Literaturgeschichte

Conermann, Klaus

Veröffentlicht in:
Abhandlungen der Braunschweigischen
Wissenschaftlichen Gesellschaft Band 64, 2011,
S.37-62



J. Cramer Verlag, Braunschweig

Martin Opitz: Patria – Nation – Europäische Renaissance

Neue biographische Forschungen zur Stellung des 'Gekrönten' in der Literaturgeschichte*

KLAUS CONERMANN

Schlossplatz 18, D-38304 Wolfenbüttel

Seine Zeitgenossen haben Martin Opitz von Boberfeld (1597–1639) nach seinem niederschlesischen Heimatfluß als Boberschwan titulierte, ihn als Stifter der neuen deutschen Kunstdichtung mit Vergil verglichen und als Vertreter der Renaissance gar als einen zweiten Phönix gepriesen. Im Sprachgebrauch des deutschen 17. Jahrhundert wurden die Verben *dichten* und *opitzieren* synonym verwendet. Die Fruchtbringende Gesellschaft verlieh Opitz durch dem Beinamen ‚Der Gekrönte‘ als Dichter, der „reimend vnsre sprach/ ob andern mehrt vnd ziert“, ¹ geradezu einen nationalen Rang. Als humanistischer Poeta rückte er auch durch lateinische Gedichte, einen weitgespannten Briefwechsel und durch gelehrte Arbeiten über das deutsche, polnische und siebenbürgische Altertum in einen europäischen Kontext.

Es gab freilich auch schon im 17. Jahrhundert Kritiker; sie vermochten die Anerkennung von Opitz' Vorreiterrolle jedoch nicht zu erschüttern. Morhof zum Beispiel stellte in seiner Poetik Paul Fleming noch über Opitz, zweifelte aber nicht daran, daß der Schlesier nach dem germanischen Altertum und dem Mittelalter die deutsche Dichtung in ihrer dritten Ära „gleichsam aus dem Grabe wieder erwecket“ habe. ² Opitz wäre im 18. Jahrhundert für Gottsched und die Zürcher Kritiker Bodmer und Breitinger nicht wieder zu einem erstrangigen deutschen Poeten geworden,

* Der Artikel basiert auf einem Vortrag, der am 17.06.2011 vor der Klasse für Geisteswissenschaften der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft gehalten wurde.

¹ Fruchtbringende Gesellschaft. Der Fruchtbringenden Gesellschaft geöffneter Erzschein ... Hg. v. K. Conermann. 3 Bde. Leipzig u. Weinheim 1985, I, Nr. 200 (Zitat aus dem Gesellschaftsbuch v. 1629/30).

² Daniel Georg Morhofs Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie. Hg. v. Henning Boetius. Bad Homburg v.d.H. u.a. 1969, 212 (Ndr. d. Ausg. v. 1700). Morhof, 214 über Fleming: „[...] es steckt ein unvergleichlicher Geist in ihm/ der mehr auff sich selbst/ als frembder Nachahmung beruhet. Wir haben an ihm/ den wir den Italiänern und Frantzosen entgegen setzen können [...].“

wenn es nach den Tadlern aus der sog. Zweiten Schlesischen Schule gegangen wäre, welche – wie sich auch in Morhofs Urteil über Opitz' Zeitgenossen Fleming andeutet – an Opitz den bilder- und concettireichen Stil vermißten. Im Laufe der Literaturgeschichte versickerte das patriotische und stilistische Interesse an Opitz, sieht man von landsmannschaftlichen Bekundungen, Namensträgerschaften und pasticheartigen Nachahmungen wie bei Arno Holz oder von der Selbstspiegelung eines Danziger Erzählers in der Gestalt von Martin Opitz ab.³

Zurecht erkennt man heute „die maßgebliche Rolle des Schlesiers für den Kulturpatriotismus Gottschedischer Prägung“.⁴ Johann Christoph Gottsched wollte nämlich dem Bunzlauer in dessen Vaterstadt ein Denkmal setzen und durch Verbreitung von Opitz' Schriften nach dem Beispiel der Alten einen großen zivilisatorischen Zweck erfüllen, der einer moralischen und patriotisch-politischen Pflicht diene: „Verehren Sie die Weisheit unsers Dichters, die sich in seinen größern Gedichten in so edlen Bildern zeigt. [...] O daß doch diese fleißig gelesen! o daß sie doch unsrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel gesunde Nahrung würden diese zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen schönen Abriß der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke, würden sie nicht daraus einsammeln!“⁵ Im Bannkreis von

³ Arno Holz: Dafnis. Lyrisches Portrait aus dem 17. Jahrhundert. München 1904 u.ö.; zuerst A.H.: Lieder auf einer alten Laute – Lyrisches Portrait aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig 1903; noch: A.H.: Des berühmten Schaffers Dafnis selbst verfertigte aufrichtige und Reue mühtige Riesen-Bußthräne. O.O. u. J. (1918); Fünf neue Dafnis-Lieder von Arno Holz (Berlin 1921); Neue Dafnis-Lieder ... benebst angehängten Aufrichtigen und Reue-mühtigen Buß-Thränen. Dresden 1922. Letzte Fassung in: Das Werk von Arno Holz. Erste Ausgabe von Dr. Hans W. Fischer. 10 Bde. Berlin 1924–25, Bd. 2. Barockstil auch in anderen Werken von Holz, bes. *Die Blechschmiede* (Das Werk III–IV) u. *Phantasia* (Das Werk VII–IX); vgl. K. Conermann: „Dafnis. Lyrisches Portrait aus dem 17. Jahrhundert“ Die Barockrezeption von Arno Holz in ihren literarischen und geistigen Zusammenhängen. Phil. Diss. Bonn 1969. – Günter Grass: Der Butt. Roman. Darmstadt u.a. 1977 u.ö., auch in G. Grass: Werkausgabe in zehn Bänden. Hg. v. V. Neuhaus. Darmstadt u.a. 1987, Bd. 5, hg. v. Claudia Mayer. Vgl. Alexander Weber: Günter Grass's Use of Baroque Literature. London 1995.

⁴ Gabriele Ball: Moralische Küsse. Gottsched als Zeitschriftenherausgeber und literarischer Vermittler. Göttingen 2000, 127, unter Berufung auf Wilhelm Kühlmann: Frühaufklärung und Barock. Traditionsbruch – Rückgriff – Kontinuität. In: Europäische Barock-Rezeption. Hg. v. Klaus Garber. Tl. 1. Wiesbaden 1991, 187–214, hier 207.

⁵ Das wichtigste Dokument der Opitz-Rezeption Gottscheds ist seine *Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen von Boberfeld, Nachdem selbiger vor hundert Jahren in Danzig Todes verblichen, zur Erneuerung Seines Andenkens im Jahre 1739 den 20 August auf der philosophischen Catheder zu Leipzig gehalten von Johann Christoph Gottscheden, P.P.O.* (Leipzig: Bernhard Christoph Breitkopf 1739), 5. – Zitat nach Gottscheds *Gesämlete Reden* (Leipzig 1749) in: Johann Christoph Gottsched Ausgewählte Werke hg. v. P.M. Mitchell, Bd. 9, Tl. 1 bearb. v. Rosemary Scholl. Berlin u.a. 1976, 191.

Habermas' Verständnis einer literarischen repräsentativen Öffentlichkeit, die die Entstehung der politischen bürgerlichen vorbereitete,⁶ erscheint in der verdienstvollen rezeptionsgeschichtlichen Studie Klaus Garbers⁷ Opitz bei Gottsched als „Garant frühbürgerlicher Öffentlichkeit“. Wenn damit Gottsched Opitz als Gestalt der Literaturgeschichte seinem patriotischen Interesse dienstbar machte, so läßt sich mit Uwe K. Ketelsen im Umkehrschluß wohl auch sagen, Gottsched habe Opitz „in den Dienst seiner literarhistorischen Ambitionen“ gerückt.⁸ An Opitz interessierte Gottsched um der erstrebten aufklärerischen Breitenwirkung⁹ willen vor allem der deutschschreibende Autor, welcher mit der antiken und der frühneuzeitlichen europäischen Literatur erfolgreich in vielen Gattungen in Wettbewerb getreten war. Darum fehlen in der von Gottsched angeregten Opitz-Ausgabe von Triller¹⁰ die vielen lateinischen Schriften, welche die moderne, leider wegen George Schulz-Behrends¹¹ Tod unvollendet gebliebene Edition wie zuletzt die Bände einer umfassenden Ausgabe der Briefe und anderen Lebenszeugnisse¹² und die Edition des ‚Opitius latinus‘¹³ nach mehr als dreihundert Jahren wieder ans Licht bringen. Nur in Johann Jacob Bodmers und Johann Jacob Breitingers Ausgabe, die trotz aller Kritik an der Edition Trillers abgebrochen wurde, waren noch lateinische Werke und Ehrendgedichte auf Opitz in größerer Zahl berücksichtigt worden.¹⁴

⁶ Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. ... Neuaufgabe 1990. Frankfurt 1991, 88 u.ö.

⁷ Klaus Garber: Martin Opitz – „der Vater der deutschen Dichtung“. Eine kritische Studie zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik. Stuttgart 1976, 44–54.

⁸ Uwe K. Ketelsen: Auf den Flügeln des patriotischen Eifers über das Gestrüpp der Sätze: Gottsched rühmt Opitz. In: Opitz und seine Welt: Festschrift für George Schulz-Behrend zum 12. Februar 1988. Hg. v. Barbara Becker-Cantarino u. Jörg-Ulrich Fechner. Amsterdam u.a. 1990, 267–286, hier 272 u. 274.

⁹ Garber: Opitz, 45.

¹⁰ Martin Opitz von Boberfeld Teutsche Gedichte, in vier Bände abgetheilet, Von neuem sorgfältig übersehen, allenthalben fleißig ausgebessert, mit nöthigen Anmerkungen erläutert, von Daniel Wilhelm Triller (Frankfurt am Mayn: Franz Varrenkamp 1746).

¹¹ Martin Opitz: Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe. Hg. v. George Schulz-Behrend. Band I –, Stuttgart 1968 –. (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, 295 [Bd. I], 300/301 [Bd. II. 1/2], 296/297 [Bd. III. 1/2], 312/313 [Bd. IV. 1/2]).

¹² Martin Opitz Briefwechsel und Lebenszeugnisse. Kritische Edition mit Übersetzung. An der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel hg. v. Klaus Conermann, unter Mitarb. v. Harald Bollbuck. 3 Bde. Berlin u.a. 2009. Zit. als *Opitz: Bfw*. Die erwähnten, chronologisch angeordneten Dokumente werden durch Datierungsnummern nachgewiesen, z.B. 390822, Dokument vom 22.8.1639. Die Daten sind, wenn nicht anders vermerkt, die des alten (julianischen) Stils.

¹³ Martin Opitz lateinische Werke. Bd. 1 –. In Zus.arb. mit Wilhelm Kühlmann, Hans-Gert Roloff u. zahlreichen Fachgelehrten hg., übers. u. komm. v. Veronika Marschall u. Robert Seidel. Berlin u.a. 2009 – (bisher 2 Bde.).

¹⁴ Martin Opitzens Von Boberfeld Gedichte. Von J.J.B. und J.J.B. besorget. Erster Theil (Zürich: Conrad Orell u. Co. 1745).

Die beiden Zürcher wollten nämlich ihrer Vorrede zufolge in ihrer Ausgabe den Dichter vor den Angriffen „von sehr ausschweifenden Dichtern“ verteidigen und erweisen, daß in Opitz' Poesie „der Geschmack der Griechen und der Römer herrschet“ (Bl. A 3r). Im Zeitalter der *Querelle des anciens et des modernes* erklärte man damals Opitz zum deutschen Repräsentanten des vernünftigen Geschmacks der Alten; in der Zeit des Barockkults nach dem Ersten Weltkrieg konnte Richard Alewyn¹⁵ in seiner Studie über Opitz' *Antigone*-Übertragung mit dem Hinweis auf deren vorbarocken Klassizismus Aufmerksamkeit erregen, weil der Dichter auf diese Weise dem zeitgenössischen Barockkonzept entzogen und mit der Betonung der Antike-Rezeption, der vorbildlichen Verdeutschung und des tragischen Gattungsmodells in die Spätrenaissance verwiesen wurde.

Wie Gottsched wollten auch die Zürcher erziehen und versahen ihre Ausgabe wie Triller mit historischen und literarischen Erklärungen. Diese bezogen sie auch aus den reichen antiquarischen Sammlungen des schlesischen Opitz-Forschers Lindner.¹⁶ In der Anwendung antiquarischen und philologischen Wissens unterschieden sich die Schweizer jedoch von Trillers 'vernünftiger' Erklärung, die wenig Sinn für die historischen Lebensumstände und die Überlieferungsgeschichte der Texte bewies. Anders als einem heutigen Literaturwissenschaftler oder einem humanistischen Criticus der Opitz-Zeit ging es Bodmer und Breitinger letztlich aber auch nicht um historisches Verstehen, sondern um Geschmacksbildung durch Nachempfinden. Diese schöpfte zwar aus der Fülle der Geschichte, war jedoch nicht auf historisch-literarische Re- oder Dekonstruktion oder auch nur auf den Erweis der eigenen Gelehrsamkeit aus: „Der Belesenheit des Poeten in den Alten, seiner Wissenschaft in der Philosophie, der Physick, der Sittenlehre, haben wir überhaupt nur insoweit Rechnung getragen, als es nöthig war, damit wir das Naturell desselben bemerketen, und offenbar macheten, daß er es in der Poesie nicht mittelst mechanischer Regeln, sondern mittelst Erkenntnisses der menschlichen Wissenschaften, des menschlichen Hertzens, des Weltlaufes, so weit gebracht hat.“ (Bl. A 4v).

Entgegen ihrer Absicht öffneten sie damit die Tür für spätere romantisierende, spekulative Bewertungen von Opitz, wie sie in den Versuchen Friedrich Gundolfs und anderer ‚Geistesgeschichtler‘ zutage treten: „Sein poetischer Gehalt stammt

¹⁵ Vorbarocker Klassizismus und griechische Tragödie. Analyse der „Antigone“-Übersetzung des Martin Opitz. In: Heidelberger Jahrbücher, N.F. 1926, 3–63, Sonderdruck Darmstadt 1962. Vgl. Des Griechischen Tragoedienschreibers SOPHOCLES ANTIGONE. Deutsch gegeben Durch MARTINUM OPITIUM (Dantzig 1636: Andreas Hünefeldt).

¹⁶ Kaspar Gottlieb Lindner: Umständliche Nachricht von des weltberühmten Schlesiers, Martin Opitz von Boberfeld, Leben, Tode und Schriften. 2 Tle. Hirschberg 1740–1741. Daraus Lindners annotierte Übersetzung von Colers Lobrede auf Opitz und andere Auszüge in *Opitz: Bfw.* III, 1749–1915.

weniger aus Herzenserlebnissen als aus Anregungen durch Bücher, Reisen, Bekannte [...]. Freundschaft und Liebe als Seelenmächte kennt er kaum [...]. Eine dichterische Lebensgeschichte hat Opitz sowenig wie ein Philolog oder Naturforscher. Was den Menschen zum Eigenwesen, zur <Individualität> macht, [...] zu Sprache ist es nicht geworden.“¹⁷ Wir brauchen und wollen an dieser Stelle ein solches abgelebtes Genie- und Dichterbild nicht literaturkritisch in Frage stellen, zumal uns der Briefwechsel nur ohne die Familien- und Liebesbriefe überliefert wurde. Wir legen auch keinen Wert darauf, Opitz' Individualität anhand von Zitaten wiederaufleben zu lassen – das menschliche Bedürfnis an solcher Erweckung ist kaum jemals zu befriedigen –, sondern uns geht es um die Erkenntnis der Intentionen und Leistungen des Autors aus den Quellen des 17. Jahrhunderts. Diese scheinen nicht zuletzt in dem jetzt erschlossenen Korpus des Briefwechsels von Opitz, seiner Stammbucheintragungen und vieler anderer Lebenszeugnisse auf. Es erhebt sich z.B. angesichts von Gottscheds „Reflexion auf ein größeres Publikum als die *conditio sine qua non* schriftstellerischer Aktivität“ die Frage, ob sich diese Überlegung „entweder gar nicht oder nur restriktiv“¹⁸ auf Opitz anwenden läßt, weil ihm Gottscheds pädagogisch-aufklärerischer Impuls fremd war. Strebte Opitz unter den sozialen und medialen Bedingungen seiner Zeit schon nach einer bürgerlichen Breitenwirkung oder nicht eher nach Wegen der Kommunikation und Verständigung im gelehrten und im höfischen Publikum seiner Zeit? Wichtig erscheint, daß in Opitz' Zeit der Kulturpatriotismus sich nicht mehr in einer stadtbürgerlichen Perspektive entfaltete – obgleich er im Humanismus der Renaissance wurzelte –, sondern über die gelehrte *Respublica*, die Höfe und deren 'Dilettanten' und besonders die gelehrten, von Bürgern und Aristokraten besetzten Akademien und Vereine des 17. und 18. Jahrhunderts in die Idee einer Nationalkultur einzumünden begann. Diese Perspektive deutet sich auch schon gelegentlich in Opitz' Briefwechsel an, etwa wenn Augustus Buchner den Freund ermahnt, nicht einem zweiten Ruf Gabriel Bethlens nach Siebenbürgen zu folgen, sondern stattdessen der *Patria communis* zu dienen: „Wegen Deiner Reise nach Dakien ermahne ich Dich noch einmal, daß Du sie behutsam angehst und mit genauester Sorge um Dein Wohl. Denn wie Du dich auch wenig darum kümmerst, was mit

¹⁷ F. Gundolf: Martin Opitz. München u. Leipzig 1923, 36 u. 5. Vgl. Garber: Opitz, 168. In damals üblicher geistesgeschichtlicher Überspitzung und mit unterschwelligem Zweifel an Opitz' Befähigung sagt Alewyn S. 14: „Für den neuen Klassizismus war es ein dringendes Bedürfnis, die neue Sprache an den großen Mustern des Altertums zu erproben. Bei Opitz im besonderen bedeutete dieser Versuch den praktischen Beitrag eines primär undichterischen Menschen zum Aufbau der deutschen Dichtung.“

¹⁸ Garber: Opitz, 47. Vgl. auch die Differenzierung in Garber: Opitz, 45, daß Gottscheds Rede einen „kulturpolitisch-nationalen Aspekt koppelt mit einem aufgeklärt-pädagogischen, der in dieser Form im gelehrten Humanismus des 17. Jahrhunderts nicht vorgebildet ist.“

Dir künftig geschieht, mußt Du doch bedenken und fleißig bei Dir abwägen, was das gemeinsame Vaterland von Dir für sich erhofft. Ihm liegt gewiß am meisten daran, daß Du noch möglichst lange erhalten bleibst.“ (260617).

Opitz, Sohn eines Bunzlauer Fleischers, kam aus einer stadtbürgerlichen Handwerkersippe, aus der es immerhin einzelne Mitglieder zu einem gelehrten Amt oder einem fürstlichen Ratstitel brachten. Opitz' Oheim Christoph war Rektor der Bunzlauer Lateinschule geworden, sein Vetter Caspar Kirchner liegnitzischer und kaiserlicher Rat. Martin Opitz hatte zwar akademische Gymnasien in Breslau und in Beuthen an der Oder besucht, mußte sein Studium in Heidelberg aber ohne Abschluß beenden. Ein Amt, das eine akademische Qualifikation voraussetzte, war in der Stadt, der Kirche oder bei Hofe für ihn regulär unerreichbar. Kirchner scheint ihm allerdings bei seinen ersten Schritten fortgeholfen zu haben: Vermittlung auf eine Lehrstelle am Gymnasium Gabriel Bethlens, Zulassung zum Hof des liegnitzischen Herzogs als titelloser Hofmann und Verleihung des kaiserlichen Poetenlorbeers. Die Beschäftigung als eine Art Privatsekretär des königlichen Kammerpräsidenten Dohna und die Nobilitierung tragen deutliche Züge einer Ausnahmekarriere. Das gilt auch für die spätere Verleihung des Ratstitels durch die Piasten, die Verwendung als Diplomat der schlesischen Stände und vollends die Vertrauens- und Ehrenstellung bei dem polnischen König bzw. bei dessen Freund Graf Gerhard von Dönhoff. Es ist eine untypische Sekretärs- und Ratskarriere, über deren genaue Umstände wir an vielen Punkten übrigens nur unzureichend unterrichtet sind. Auch das scheint zum Ausnahmecharakter dieser Laufbahn Opitzens zu passen. Vordergründig betrachtet, wirkt seine folgende Aussage wie ein bloßer Scherz: „Ich bin nämlich nach dem Willen des Kaisers ein Ritter ohne Pferd und ein Adliger ohne Bauern.“ (280424). Dahinter verbirgt sich aber das Eingeständnis einer beispieldlosen und zugleich sehr prekären Existenz. Es ist jedoch nicht der höfische Aufstieg eines Günstlings, dessen Fortune dem Zufall und der Veranlagung geschuldet ist. Opitz besaß zweifellos großes Talent, aber sein Erfolg war nicht einmalig, hing nicht von der Laune nur eines Mäzens ab. Es war eine Kette von Erfolgen, die letztlich nicht ausschlaggebend in Opitz' Gelehrtheit oder seiner Geschicklichkeit im Amt oder Umgang begründet waren, sondern in dem Phänomen des damals fast unerhörten deutschen Dichtertums in höfischen Renaissanceformen. So schmückte nicht nur ein Mäzen wie Dohna Opitz, sondern Opitz schmückte auch Dohna oder, wie Buchner einmal treffend an Opitz über dessen Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft schrieb: „Zu der Stelle, die Dir die Anhaltiner in der Gesellschaft eingeräumt haben, gratuliere ich ihr. Ich verstehe es so, daß sie selbst darin mehr für ihre als für Deine Ehre gesorgt haben. Denn sie haben für sich mehr Glanz allein an Deinem Namen durch Wucher verdient als sie selbst erringen könnten, selbst wenn all jene Aufzüge mit den größten und beneidenswerten Titeln dazu geströmt wären.“ (290909). Der Fürstenstaat ermöglichte auch Handwerkersöhnen in vorge-

schriebenen Bahnen den sozialen Aufstieg, jedoch ging es bei Opitzens Ruhm nicht um ein Phänomen in der Entstehung einer frühbürgerlichen Öffentlichkeit.

Um gesellschaftliche Bedingungen in Opitz' Lebenszeugnissen aufzuspüren, muß der Forscher zunächst aus tradierten Hilfsquellen der Literaturhistorie schöpfen, vor allem der verlegerischen Sammelausgabe¹⁹, der von einem humanistischen Gelehrten veranstalteten Publikation des lateinischen Briefwechsels²⁰ und – schon in der Gottsched-Zeit – der regional- oder stadtpatriotisch inspirierten Veröffentlichung literarischer Denkmäler. Der antiquarische Sammeleifer eines Kaspar Gottlieb Lindner kam schon den Zürcher Kritikern zustatten, konnten diese sich doch so auch der Stammbucheintragungen und Widmungen, der verstreuten Gelegenheitsgedichte und der bereits postum veröffentlichten Texte wie Epicedia, Leichenpredigten oder Lobreden bedienen. Es sind solche 'Spolien', aus denen die Strategien eines Autors und die Rollen seiner Freunde, Verleger und Zeitgenossen erhellen, und welche uns die Opitz-Rezeption auch des 17. Jahrhunderts zu erforschen erlauben. Da gibt es, um zunächst bald nach Opitz' Tod verfaßte Quellen heranzuziehen, die an eine akademische Parentatio erinnernde lateinische Lobrede (391111) seines Freundes Christophorus Colerus. Er hielt diese Rede bald nach Opitz' Hinscheiden (20. August 1639) im Breslauer St. Elisabeth-Gymnasium am Martinstag, dem 11. November 1639. Wir wissen nicht, ob Coler, damals Konrektor und Bibliothekar des akademischen Gymnasiums, den Text des Schulactus später überarbeitete, denn erst ein anderer Lehrer, Melchior Weise, brachte die Lobrede 1665 in Leipzig zum Druck. Coler wollte die Publikation, wie wir aus einem Brief (391210) an Augustus Buchner erfahren, mit Freundschaftsgedichten schmücken. Weises Ausgabe schließt Colers Einladung zur Versammlung, Opitz' Briefe an denselben und andere Zeugnisse ein. Coler wollte also die Parentation offenbar

¹⁹ Des berühmten Schlesiens MARTINI OPITII von Boberfeld/ Bolesl. OPERA Geist- und Weltlicher Gedichte/ Nebst beygefügtten vielen andern Tractaten so wohl Deutsch als Lateinisch/ Mit Fleiß zusammen gebracht/ und von vielen Druckfehlern befreyet/ Jetzo zum siebenden mahl gedruckt. Breßlau/ Verlegts JEsaias Fellgibel/ Buchhändler [1689]. Mit Variationen diese Sammelausg. ebd. auch 1690. – Zu den früheren Auswahlausgaben s. die Opitz-Bibliographie v. Gerhard Dünnhaupt: Personalbibliographien zu den Druckern des Barock. 2., verb. u. wesentl. verm. Aufl. d. Bibliograph. Handbuches d. Barockliteratur. 6 Tle. Stuttgart 1990–91, IV, 3005–3074.

²⁰ [Andreas Köhne-Jaski, Hg.]: MAGNORUM QUONDAM ERUDITISSIMORUMQUE VIRORUM EPISTOLÆ AD MARTINUM OPITIIUM, V. CI. EX MUSEO JASKIANO. DANTISCI, TYPIS RHETIANIS, A.C. MDCLXX. Auch im Anhang zu ders.: EPISTOLÆ Celebrium Eruditissimorumque VIRORUM VARIi ARGUMENTI præsertim C. COLERI, H. GROTIi. T.B. VENATORIS. JANI GRUTERI, N. RITTERSHUSII, C. BARTHII, JOH. H. BOECLERI, J. MOCHINGERI & Aliorum. ex Museo A.I. (Amstelodami: Janssonio-Waesbergii 1705).

schon zu einer vom Anlaß losgelösten Lobschrift auf Opitz erweitern, eine Intention, welche Weise durch einen Index der erwähnten Zeitgenossen und alter Autoren und durch ein eigenes Vorwort an den Leser unterstützte. Wir wissen aus anderen Quellen, wie der eigentliche Schulakt aussah und daß er neben Colers Parentation auch Reden und Gedichte zum Lobe der Dichtung umfaßte, welche zwölf Schüler in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache vortrugen. Schon die prächtige, am Morgen und Nachmittag aufgeführte Totenfeier folgte nicht den in Breslau herrschenden Bräuchen, so daß Colers Rektor Elias Major vor dem Rat der Stadt Einwände erhob, wenn auch vergeblich. Er tadelte, daß dieser Festakt in einem aufwendig mit schwarzen Tüchern verkleideten Saal so bald am Namenstag des nicht einmal in Breslau, sondern in der Fremde verschiedenen Opitz und nicht erst ein Jahr nach dessen Tod vonstatten gehen sollte und dazu im Beisein einer fürstlichen Person. Er könne sich nicht erinnern, daß „ein so vornehmer actus“ jemals in breslauer Schulen veranstaltet worden sei, „dahergegen ... viel herrlicher tapfferer leute in hac Repub., so wol vor Jahren, alß newlich, seelig verschieden, denen dergleichen Ehre, die sie zweifelsfreie meritiret hatten, noch zur Zeit nicht wiederfahren ist.“²¹. Doch gab es neben dem an der Feier offenbar teilnehmenden Herzog Georg Rudolph in Schlesien zu Liegnitz und Wohlau auch einflußreiche Einwohner wie den städtischen Syndikus und Historiker Nicolaus Henel von Hennendorf und den kaiserlichen Rat und schlesischen Kammersekretär Johannes Hoffmann von Hoffmannswaldau (Vater des großen Dichters Christian H. v. H.), deren Horizont die Mauern des städtischen Gemeinwesens überstieg. Zwar war Opitz auf dem Majors Gymnasium benachbarten Maria Magdalenen-Gymnasium zur Schule gegangen, hatte auch mit Vertretern der Respublica litteraria der Stadt verkehrt und Briefe gewechselt, darunter mit den Hoffmannswaldaus und mit Henel. Er hatte u.a. für Henels große humanistische Lobschrift *Silesia togata*, die Reden auf große Schlesier umfaßt, aber nicht mehr von ihm zur Publikation gebracht werden konnte, einen Brief mit einer Vita seines Veters Caspar Kirchner beige-steuert (350805 I). Diesem herzoglich liegnitzischen Bibliothekar und Rat verdankte der junge Opitz, wie angedeutet, wohl die Aufnahme am Hof Herzog Georg Rudolphs, vielleicht ebenfalls den Hinweis auf eine Lehrerstelle am akademischen Gymnasium des Fürsten Gabriel Bethlen von Siebenbürgen und – nach Ausweis von Kirchners Stammbuch (*Opitz: Bfw.* I, 236) – auch Kontakte zu oder doch Hinweise auf Gelehrte wie Daniel Heinsius in Leiden, Matthias Bernegger in Straßburg und Janus Gruterus in Heidelberg. Sicher war es neben dem Herzog vor allem Kirchner, der Opitz 1625 die Chance zur Begleitung einer schlesischen Gesandtschaft an den Kaiserhof eröffnete. Hier konnte sich Opitz, der gerade

²¹ *Opitz: Bfw.*, 1683.

seine Gedichtsammlung und Poetik veröffentlicht hatte, immerhin in Hofkreisen bekannt machen. Den Adel empfing er allerdings erst zwei Jahre später durch die zahlungskräftige Protektion seines katholischen Mäzens, Burggraf und Herr Karl Hannibal zu Dohna, in dessen Dienst der junge Protestant 1626 getreten war. Die besten Geister seiner Patria eröffneten Opitz somit Verbindungen zur gelehrten Welt und zu den Höfen weit über Schlesien hinaus.

Der junge Hoffmannswaldau gehörte schon als Schüler des Danziger akademischen Gymnasiums (1636–38) zu den Freunden und bald auch zu den Briefpartnern des berühmten Opitz. Nur einer der Briefe ist uns erhalten geblieben (390121). Er zeigt den etwa zweiundzwanzigjährigen Leidener Jurastudenten Hoffmannswaldau bereits als Quelle von Informationen über die Leidener Gelehrten, mit denen Opitz einst verkehrt hatte und mit denen er immer wieder gelegentlich korrespondierte. Hoffmannswaldau hat sich später nicht mehr an den Parametern orientiert, die in den dichterischen und gelehrten Werken von Opitz wirksam geworden worden waren. Das klingt auch in der Vorrede an den Leser seiner Übersetzungen und Gedichte an, in der Hoffmannswaldau Opitzens mit diesen Worten gedachte: „Meine Jugend traff gleich in eine Zeit/ da der gelehrte Mann Martin Opitz von Boberfeld/ der berühmte Schlesische Buntzlauer/ durch der Frantzosen und Holländer poetische Wercke angeleitet/ mit seiner Feder in das Licht trat. Meiner Natur gefiel diese reine Schreibens-Arth so sehr/ daß ich mir auß seinen Exempeln Regeln machte/und bey Vermeidung der alten rohen Deutschen Art/ mich der reinen Liebligkeit/ so viel möglich gebrauchte: Biß nachmals ich auff die Lateinischen/ Welschen/ Frantzösischen/ Niederländischen und Englischen Poeten gerieth/ darauß ich die sinnreichen erfindungen/ durchdringende Bey-Wörter/ artige Beschreibungen/ anmuthige Verknüpfungen/ und was diesem anhängig/ mir ie mehr und mehr bekant machte/ umb nicht/ was sie geschrieben/ nachzuschreiben/ sondern nur derer Arth und Eigenschafft zubeobachten/ und solches in meiner Mutter-Sprache anzuwehren.“²² Obwohl Hoffmannswaldau, wie auch die anderen deutschen Poeten, weiterhin den Kulturpatriotismus ihrer Zeit pflegten und daran festhielten, daß „die Deutsche Poesie so reine worden/ daß sie der ausländischen nichts mehr nachgiebet“, suchte er im Übergang zum Barock verstärkt Stilmittel wie die Concetti des Marinismus: „Dieses gestehe ich gerne/ daß die Welschen/ wegen jhrer ingemein angebohrnen Verstandes und Scharff-sinnigkeit/ an gutten Erfindungen [...] den Deutschen manches mal zuvorgehen [...]“ [Bl.)((v^v].

Opitz' Sprache und insbesondere sein Stil sind zwar wiederholt untersucht worden, jedoch haben seine Leistungen in der deutschen Sprachgelehrsamkeit ei-

²² C.H.V.H. Deutsche Vbersetzungen Und Getichte. Mit bewilligung deß Autoris (Breßlau: Esaias Fellgibel 1679), Bl.)(2.

gentlich erst jüngst gebührende Aufmerksamkeit erlangt. Sein Text des frühmittelhochdeutschen Annolieds hatte bis vor kurzem nur eher notgedrungen die Grundlage für Studien über diese Geschichte des heiligen Erzbischofs von Köln bilden müssen, da der mittelalterliche Kodex nach Opitz' Zeit verloren ging. Erst der schottische Germanist R. Graeme Dunphy hat die Ausgabe von 1639 zum Gegenstand eingehender Studien gemacht, die den Briefwechsel und den Kommentar Opitzens einschließen und die Beziehungen zur germanischen Altertumswissenschaft des 16. und 17. Jahrhunderts darlegen.²³ Aufgeschlossenheit hatten schon Bodmer und Breitinger bewiesen, die das Annolied in ihre Auswahl edition aufnehmen und im Vorwort des Bandes schreiben, Opitz habe der alten Sprache Interesse abgewonnen, „damit er durch die Kenntniß derselben der neuern forthälfe, nachdem die Ursprünge der jetzigen Sprache in jener enthalten sind. Man wird auch würcklich viele kräftige Wörter und Arten zu reden in Opitz' Schriften antreffen, die er aus der alten Sprache gleichsam durch die Hinterthür zurückgeführt hat. Dieser Weg das Deutsche mit Reichthum und Stärke zu vermehren, soferne das mit Opitzens Geschicklichkeit und Bescheidenheit vorgenommen wird, schien uns so übel versäumt, und doch so brauchbar zu seyn, daß wir ihm mit Opitzens Ansehen gerne Credit verschaffen wollten. Denn Opitz stuhnd nicht in den schädlichen Gedancken, daß er keine Wörter, und keine Redensarten brauchen dürfte, so deutsch sie an Herkunft, so mahlerisch, so begründet sie wären, woferne sie aber nicht von Vornehmen und Schlechten, von Alten und Jungen in einer besondern Provintz Deutschlandes verstanden und geredet würden.“²⁴ Das redete gewiß der hochdeutschen, auch die Schweiz einschließenden Nationalsprache das Wort und verfolgte damit auch die von Opitz vertretene Tendenz. Wie sehr Opitz sich als Vertreter eines gemeinsamen, von Dialekteinflüssen gereinigten Hochdeutschen empfand, mag sein *Buch von der Deutschen Poeterey*²⁵ in vielen Angaben zur Prosodie und zum Reim,

²³ Ders.: Opitz' Anno. The Middle High German *Annolied* in the 1639 Edition of Martin Opitz. Glasgow 2003 (Scottish Papers in Germanic Studies, 11). Opitz publizierte in seinem Kommentar auch die zuvor unbekannte lateinische Vorrede zum *Hohen Lied* Willirams von Ebersberg.

²⁴ A.a.O., Bl. [6]v – [7]r. Das diene gewiß dem auch gegen Gottsched gerichteten Anliegen der beiden Kritiker, der Poesie ihr malerisches Vermögen und die Kraft des Wunderbaren zurückzugeben. Das spätere 18. Jahrhundert sollte mit Klopstocks Bardieten, dem Göttinger Hain, der Ossian-Nachahmung und manchen Blüten des Sturms und Drangs die von Bodmer und Breitinger verlangte „Geschicklichkeit und Bescheidenheit“ oft vermessen lassen.

²⁵ MARTINI OPITII Buch von der Deutschen Poeterey. In welchem alle jhre eigenschafft vnd zuegehör gründtlich erzehlet / vnd mit exempeln außgeführt wird. Gedruckt in der Fürstlichen Stadt Brieg / bey Augustino I Gründern. In Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw. 1624.

aber auch die Mahnung an seinen Freund Balthasar Venator zeigen, der zwar aus der Unterpfalz kam, damals aber meist in Straßburg lebte: „so wie ich die schlesische Mundart nicht gebrauchte, so kannst Du auch nicht Eure elsässische benutzen. Es ist so wie das Attische bei den Griechen, ein Sprachstil, den Du meinethalben den lutheranischen nennen kannst: Du irrst notwendigerweise, wenn Du ihm nicht folgst. Auch auf die Kanzleien, wie sie heißen, berufe ich mich als Schulmeisterinnen unserer Schriftsprache – nämlich dann wenn auch die französischen, italienischen und lateinischen Possen ausgelassen werden sollen.“ (280424).

Mit dieser Haltung vertrat Opitz nicht einen Purismus im Sinne des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins des 19. Jahrhunderts, sondern unterstützte die Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft zur Vereinbarung einer hochsprachlichen Norm, die zwar auf der Grundlage der frühneuhochdeutschen Gemeinsprache, der Drucker- und der Kanzleisprachen, der Reichstagsbeschlüsse und der Bibel Luthers beruhte, aber in Rede und Schrift einen höheren Standard der Vereinheitlichung erstrebte, wie es der *Kurtze Bericht* im Gesellschaftsbuch dieser Akademie verlangte, „[...] daß man die Hochdeutsche Sprache in ihren rechten wesen und standt/ ohne einmischung frembder außländischer wort/ auff's möglichste und thunlichste erhalte/ uñ sich so wohl der bestē außsprache im reden/ alß d' reinesten art im schreiben uñ Reimen-dichten befleißigen“ solle.²⁶ Opitz wurde vom ersten Gesellschaftsoberhaupt, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (FG 2. Der Nährende. 1617), nach Gesellschaftsbrauch auch dazu ausersehen, das Manuskript für Christian Gueintz' (FG 361. Der Ordnende. 1641) *Deutscher Sprachlehre Entwurf* (Cöthen 1641) durchzusehen, jedoch starb er vor der Verwirklichung des Plans keine 42 Jahre alt in Danzig an der Pest.²⁷ Als Opitz, in der Gesellschaft 'Der Gekrönte' genannt, im November 1637 Fürst Ludwig seine Nachdichtung *Die Psalmen Davids Nach den Frantzösischen Weisen*

²⁶ Kurtzer Bericht der Fruchtbringenden Gesellschaft Zweck und Vorhaben. Gedruckt zu Cöthen/ Im Jahr/ 1622. In: Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen: Werke I. Hg. v. Klaus Conermann (Die Deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts Fruchtbringende Gesellschaft. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiearbeiten. Begründet v. M. Bircher u. K. Conermann), Reihe II, Abt. A Köthen, zit. *DA II Köthen* I, [10]. Die eingeklammerten FG-Angaben hinter einem Namen bezeichnen die Eintrittsreihenfolge, den Gesellschaftsnamen und das Eintrittsjahr des jeweiligen Mitglieds.

²⁷ Harald Bollbuck: Tod in Danzig. Die letzten Tage des Martin Opitz. In: Gotts verhengnis und seine straffe. Zur Geschichte der Seuchen in der Frühen Neuzeit. Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, in der Augusteerhalle, in der Schatzkammer, im Kabinett und Globenkabinett vom 14. August bis 13. November 2005. Konzeption von Ausstellung und Katalog: Petra Feuerstein-Herz. Wiesbaden 2005, 59–68. Vgl. jetzt auch Liliana Górska: „Theatrum atrocissimorum factorum“. Religiöse Pestbewältigung in Danzig 1709. Tönning u. a. 2010, bes. S. 289f. mit Zitat eines Berichts von Albertus Niclassius aus einem Pestbuch von Joachim Weichmann 1710. D.i. *Opitz: Bfw.* 391223.

*gesetzt*²⁸ sandte (371126), schuf er dadurch dem Fürsten, einem engagierten Philologen, Gelegenheit zu eingehender Sprach- und Verskritik. Dieser legte seine Änderungsvorschläge in Briefen und Vers für Vers in ausführlichen „Erinnerungen“²⁹ dar. Briefe und deren Beilagen wurden, da Privatbesuche und Gesellschaftstreffen im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs nur selten stattfinden konnten, zur wichtigsten Kommunikationsform der Kritik und damit auch zum Vehikel der großen Sprachdebatte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Anders als im humanistischen Verkehr fand solcher Austausch auf Deutsch in einem neuartigen Briefstil statt, der Titulatur und Kanzleideutsch durch den gleichmachenden Gesellschaftsnamen und den schlanken Sachbericht ersetzte, in dem der Schreiber von sich in der dritten Person sprach. Ludwig schrieb unter dem Namen des Nährenden bei Übersendung seiner „Erinnerungen“ an den Gekrönten über die Mängel der Psalmlieder: „[...] darunter werden sein die meisten druckfehler, andere bestehen in der gebräuchlichsten artt zureden und zuschreiben dieser örter, und dan was mehrmalen wegen der auff lateinisch also & genanten Dactilorum gegen ihme erwehnet worden, welche da sie sonderlich in den Abschnitt [Zäsur, K.C.] fallen, desto weniger zulessig: Was sonst über dieses noch die anderen erinnerungen betrifft, so will man des Gekrönten gedanken und weitere erklerung gerne darüber vernehmen, alles zu dem ende angesehen, das ein so hohes stattliches wercke desto vollkommener den [*sic!*] liebem Vatterlande hinterbleiben möge [...].“ (380828). Was die Sprache anbetraf, so genügte sie oft nicht den hohen grammatischen, stilistischen und metrischen Ansprüchen des Fürsten, der selbst an einer Lehrdichtung über die Psalmen arbeitete. Dabei hatte Opitz offenbar bewußt im *Sermo humilis* geredet, da die Psalmen zur Erbauung in der Hausandacht und im kirchlichen Gottesdienst bestimmt waren. Die Gemeinde war zudem an den Text Ambrosius Lobwassers gewöhnt, der seine Übersetzung mit vielen Silben- und Wortkürzungen und metrischen Rohheiten an die Silbenzahl bzw. Musik des Genfer Psalters angepaßt und dabei das Deutsche verhunzt hatte. Im übrigen bewegte sich Opitz in seiner Nachdichtung auf exegetisch und konfessionell vermintem Gelände. In seiner Vorrede heißt es deshalb, er bleibe: „in den fußtapffen des Textes [...]. Die tunckelen örter/ derer aller gelehrten bekändtniß nach nicht wenig sind/ habe ich meinem kopffe nach heller zu machen weder vermocht noch gedürfft: sonst aber so viel thulich alles dermassen rein und deutlich zu geben mich bearbeitet/ daß keiner über die vnklare meynung/ versetzte reden/ gestümmelte oder vndeutsche worte [...] sich zu beschweren habe. Poetische vmbbschweiffe

²⁸ Danzig: Andreas Hünefeld 1637.

²⁹ Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen: Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650. Bd. 4. 1637–1638. Leipzig 2006, *DA I Köthen* IV, 616–54 u. 656–63 (380828 I).

vnd farben zu gebrauchen wil sich in solchen schrifftten anders nicht schicken/ als in beschreibungen der weltgeschöpfte/ zeiten/ Landschaftten vnd dergleichen: welches ich mir aber auch nur wo es sich gefuget vnd sehr sparsam zugelassen.“ (Bl. (:) viij]v). Fürst Ludwig berücksichtigte das in seinen Korrekturvorschlägen nicht; ihm war es um die grammatische Wortform zu tun, um semantische Präzision, stilistische Glättung und idiomatische Geläufigkeit. In der schlesischen Mundart verwendete Formen, die der Fürst „dieser örter“, also im Bereich des sog. Meißnischen oder speziell im Mittelbischen und in der Luthersprache, nicht als rein und gebräuchlich ansah, stießen auf Ablehnung. Er korrigierte nach solcher Norm auch Anlautverhärtungen wie *vertirbt* zu *verdirbt*, *Plitz* zu *Blitz*; Flexionsformen wie *verlischet* zu *verleschet* und *wornden* zu *wurden*. Prosodisch-metrisch auffällig in den *Erinnerungen* des Fürsten ist die Einfügung von Wörtern oder die Elision von Silben, die Opitz’ Akzentuierung von unbetonten Silben zu umgehen helfen, z.B. „jhr Königè/ nun lehren“ (*PS* 1637, Ps. 2 v. 5. l. 5) wurde bei Ludwig zu „ihr König’ auch einst lehren“. Fürst Ludwig hatte ursprünglich – wie einige andere Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft (besonders Tobias Hübner u. Diederich von dem Werder) – nach französischem Vorbild nichtalternierende Welschverse geschrieben und sich nach 1624 erst allmählich nach der Betonungsregel von Opitz³⁰ zu richten begonnen. Diese erhob die natürliche Wortbetonung zur Bemessungsgrundlage des deutschen Verses. Ludwig ging in den vorliegenden Verbesserungen insofern über Opitz hinaus, als er die strenge Alternation von natürlich betonten (oder nach der prosodischen Konvention betonbaren) Silben und von nichtbetonten Silben verlangte. Opitz versprach, die Korrekturen zu berücksichtigen (381116), was er aber in den von ihm noch durchgesehenen Ausgaben nicht ausführte. Er hatte sich in seiner Poetik von 1624 – außer in vertonbaren Texten – auf den jambisch oder trochäisch alternierenden Vers beschränkt, widersprach jedoch in seiner Erwiderung auf Ludwigs Kritik am daktylischen und anapästischen Fuß mit dem sprachlichen Argument, daß das Deutsche natürliche Daktylen kenne, z.B. „[...] die wörter aügäpfel vndt dergleichen, welcher sich etzliche hochansehnliche herren Gesellschafter zue gebrauchen pflegen, so reine vndt helle Dactili sindt, daß sie genawen ohren baldt zue mercken seindt.“ (381116). Ludwig vermochte im deutschen Vers das Vordringen des Daktylus und Anapäst, den zunächst Opitz’ Freund, der Wittenberger Poetik- und Rhetorik-Professor Augustus Buchner (FG 362. Der Genossene. 1641) vor Schülern wie Philipp von Zesen (FG 521. Der Wohlsetzende. 1648) propagiert hatte, nicht zu verhindern. Dieser tänzerisch wirkende Versfuß wird im Barock, z.B. bei den Pegnitzschäfern, geradezu stilbildend. Opitz hat sich in seiner Stilentwicklung diesem Übergang von der Renaissance zum Barock nicht verweigert.

³⁰ Opitz: Poeterey, Bl. G 2r.

Der Daktylus bildete nicht die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen Opitz und dem anhaltischen Dichterkreis. Aus der Ausgabe des lateinischen Briefwechsels Buchners im Jahr 1707 erfahren wir, daß der Wittenberger bereits 1624, also im Jahr des Erscheinens von Opitzens erster Gedichtsammlung³¹ und des *Buchs von der Deutschen Poeterey*, über Dritte zum Vorteil des jungen Dichters Kontakte zu Tobias Hübner (FG 25. Der Nutzbare. 1619) aufzunehmen versucht hat.³² Der adlige und gelehrte Hübner, ein Dessauer Hofmeister, meinte seinen Vorrang vor dem stellungslosen, erst später geadelten Martin Opitz zu behaupten, indem er Buchner seine seit 1612 entstandenen Dichtungen zu ritterlichen Aufzügen und anderen Gelegenheiten sandte. Der ‚Aventurier‘ Opitz hatte mit einer atemberaubend neuen Dichtweise – einer auf Richtigkeit der Grammatik und auf alternierende natürliche Betonung abgestellten Prosodie und Metrik – sozusagen den höfischen Rennplatz betreten, jedoch scheiterten die Annäherungen von Buchner und Opitz an den innersten Kreis der Fruchtbringenden Gesellschaft bei der ersten Carrière – wie es in der Turniersprache hieß. Wie die jetzt veröffentlichten Briefe zeigen, läßt sich der Rangstreit jedoch nicht einfach auf einen Zusammenstoß von bürgerlich-gelehrter und amateurhaft-höfischer Kultur reduzieren.

Als er im Sommer 1625 mit Buchner nach Köthen reiste, konnte Opitz dem Fürsten seine erste eigene Sammlung, die von ihm selbst revidierte Edition seiner Gedichte,³³ noch nicht überreichen, jedoch mag er damals durch Dritte wie Tobias Hübner oder Diederich von dem Werder (FG 31. Der Vielgekörrnte. 1620) zu einer Widmung des Werks an Ludwig ermuntert worden sein. Das Buch, dem Opitz eine prächtige Vorrede über das Verhältnis von Fürstenmacht und Dichtertum voranstellen wollte, war damals noch nicht fertiggedruckt. Auch hatte der Fürst ganz andere Sorgen, denn private Schicksalsschläge, besonders der Tod seines einzigen Sohns Ludwig d.J. (FG 6. Der Saftige. 1617) am 15.3.1624, hatten ihn in die ‚Flucht‘ nach Harderwijk getrieben. Er tauchte in Köthen nur zur Bestattung seiner einzigen Tochter Loysa Amoena auf, als auch diese verschieden war († 26.3.1625). Ludwigs Gemahlin Amoena Amalia starb auf der Rückreise in die Niederlande am 3.9.1625. Erst 1626 kehrte Ludwig

³¹ MARTINI OPICII Teutsche Pöemata vnd ARJSTARCHVS Wieder die verachtung Teutscher Sprach, Item Verteutschung Danielis Heinsij Lobgesangs Iesu Christi, vnd Hymni in Bachum Sampt einem anhang Mehr außerleßener geticht anderer Teutscher Pöeten. Der gleichen in dieser Sprach Hiebeuor nicht auß Kommen (Straßburg: Eberhard Zetzner 1624).

³² DA I Köthen I 250110.

³³ MARTINI OPITII Acht Bücher, Deutscher Poematum durch Jhn selber heraus gegeben/ auch also vermehret vnnd vbersehen/ das die vorigen darmitte nicht zu uergleichen sind (Breßlaw: David Müller 1625).

endgültig nach Anhalt zurück. Die dortige Kriegslage und schließlich die Inanspruchnahme des Fürsten durch eine neue Heirat (12.9.1626) haben sicher dazu beigetragen, daß Opitz in Anhalt nach der Überschickung seiner Gedichtsammlung etwa im Oktober 1625 (s. 251000) zunächst aus dem Blick geriet. Am 17.2.1626 schrieb Opitz an seinen Freund Balthasar Venator, der nach seiner Flucht aus Heidelberg einen Unterschlupf in Straßburg bei dem kurpfälzischen Oberrat und väterlichen Freund Georg Michael Lingelsheim gefunden hatte: „Was ich aber treiben und wo ich leben werde, vermag ich Dir nicht zu schreiben. Wie ich ein ganzes Jahr lang und mehr als einen ganzen Monat beständig nicht an einem Ort gewesen bin, so wird meine jetzige Freiheit auch fort dauern. Einmal hat mich Breslau, dann Liegnitz und der Hof, danach haben mich die adligen Freunde, so daß ich wirklich feststellen muß, daß ich zu Hause wie ein Fremder umherwandere. Letzten Sommer wagte ich es auch, die Elbe gleichsam wie den Rubikon hin zu den Fürsten von Anhalt zu überschreiten, von denen ich auch gütig genug aufgenommen worden bin.“ (260217). Diese letzte Bemerkung muß nicht unbedingt Opitz' Scham über seinen Mißerfolg bemänteln, denn noch 1626 ließ ihm Diederich von dem Werder seine große Tasso-Nachdichtung zukommen (260831A), und Opitz pries den anerkannten Poeten in einem geistlichen Sonett, das er seiner Passionsbetrachtung *Vber das Leiden vnd Sterben Vnseres Heilandes* (1628) beigab: „Gelehrt zur andern zeit/ hier laß vns Christlich sein.“ (280000A). Obgleich Opitz' neue Werke in Anhalt eifrig gelesen (271000 I–III) und Grüße zwischen Buchner und Hübner ausgetauscht wurden (271010), erhielt der Schlesier keinen Dankesbrief für die Widmung seiner Gedichtsausgabe und auch keine Einladung zum Eintritt in die Fruchtbringende Gesellschaft. Der Briefwechsel zwischen Buchner und Opitz zeugt in der Folgezeit von dem Unverständnis, dann der Verstimmung und Verärgerung der beiden Briefpartner (271001, 271010 u. 290629). Hinzukam, daß der Liegnitzer Hofmann Opitz Ende 1624 unter unbekannten Umständen die Gnade Herzog Georg Rudolphs eingebüßt hatte. Er teilte dies am 28.12.1624 Lingelsheim mit: „Im übrigen habe ich die Absicht, nur einfach aus Vergnügen zu Euch zu reisen, wahrhaftig jetzt nicht verworfen, zumal ich Muße im größten Überfluß genieße, nachdem ich die Gefahren des Hofes hinter mir gelassen habe. Ein Vaterland erregt außerdem Überdruß, welches nicht erkennt, daß es durch übergroße Leichtgläubigkeit dahin gekommen ist, daß uns jeden Augenblick auch noch der bloße Anschein der Freiheit von den Siegern geraubt werden kann.“ (250510A).

Die Ungunst des Piastenherzogs währte nicht sehr lang, doch beharrte Opitz auf seinem Entschluß, seine Zukunft nicht an diesen und damit an die schlesische Heimat zu binden. Am 10.5.1625 schrieb er an Venator: „Auch hat der Fürst nicht nur von seinem Zorn abgelassen, den er ohne mein Verschulden lange hegte, sondern bietet stattdessen täglich ebenfalls die Gelegenheit, an seinen Hof zurückzukehren. Da ich aber den hellen Schein als wechselhaft und die

Gnade als unsicher ansehe, versuche ich, mich dem mit allen Mitteln zu entziehen. Dieses freie Leben gefällt mir, das mich gewiß herumziehen läßt, mal hierhin, mal dahin, und, wann immer es sein wird, sogar bis Straßburg.“ (250510A). Dort oder in Frankfurt a.M. statt in Breslau wollte Opitz sogar seine erste eigene Gedichtsammlung drucken lassen. Sicher stehen seine Reisen im Februar und März nach Wien und im Sommer 1625 nach Wittenberg und Köthen in Verbindung mit dem auch nach dem Stimmungswechsel des Herzogs weiterverfolgten Plänen oder den vagen Hoffnungen Opitzens, sich im Vertrauen auf seinen Poetenruhm nun irgendwo sonst im Reich zu etablieren. Mit Ovids Worten sollte Opitz sich 1628 etwas voreilig sogar von seinem auch durch die Konfession eingeschränkten Wirkungsbereich lossagen, als die Kaiserlichen mit Gewalt die Konversion erzwingen wollten: „Jedes Erdreich ist für den Starken sein Vaterland.“; „Omne solum forti patria est.“³⁴. Seine Mäzene gönnten Opitz im weiteren Leben durchaus Muße, doch blieb eine freie Existenz als Dichter und Gelehrter eine Illusion. So widmete Opitz auch dem Herzog 1625 seine *Acht Bücher Deutscher Poematum* – wenn auch nur handschriftlich und nicht im Druck –, und Georg Rudolph schenkte dem Dichter ein seltenes und teures Buch über die *Columna Traiani*³⁵, damit dieser sich, wie beabsichtigt, durch eine Edition dakischer Inschriften bzw. eine Landeskunde Siebenbürgens einen Namen auch als Gelehrter machen konnte. Herzog Georg Rudolph in Schlesien (FG 58. Der Wunderbare. 1622) war als Gatte einer Anhaltinerin und als Neffe des Oberhauptes der Fruchtbringenden Gesellschaft schon in die Gesellschaft aufgenommen worden und hätte für Opitz wie für Buchner³⁶ ein gutes Wort einlegen können. Dafür fehlt uns ein unmittelbarer schriftlicher Beleg, jedoch berichtete Ludwigs Neffe, der als Übersetzer und Kasualpoet auch literarisch tätige Unveränderliche, Fürst Christian II. von Anhalt-Bernburg (FG 51. 1622), in einem Brief an Burggraf und Herr Christoph zu Dohna (FG 20. Der Heilende. 1619) über seinen Schlesienbesuch im Jahre 1629: „Er ist nämlich ein ganz kleines

³⁴ Opitz: Bfw. 281117; Ov. fast 1, 493.

³⁵ K. Conermann: Ein Widmungsband der Sammlung deutscher Drucke in der Herzog August Bibliothek – Opitz’ Druckkorrekturen seiner *Acht Bücher Deutscher Poematum* (1625) als biographisches Zeugnis. In: Wolfenbütteler Barock-Nachrichten 36 (2009), 21–30. Der Herzog schenkte seinem Hofmann das Werk des Alfonsus Ciaconus (Chacón): *Historia vtriusque Belli Dacici a Traiano Caesare gesti, ex simvlachris quae in columnae eiusdem Romae visvntvr collecta/ avctore F. Alfonso Ciacono Hispano Doctore Theologo ... & Romani Pontificis Pœnitentiario* (Romae: Iacobus Mascardus, 1616); HAB: A: 123.4 Hist. 2°. Die häufig im Briefwechsel erwähnte und angekündigte *Dacia antiqua* erschien jedoch nie; das Manuskript ging bald nach Opitz’ Tod verloren.

³⁶ Das Widmungsexemplar [HAB: Rara xb 3970(1)] der *Acht Bücher* für den Herzog ist zusammengebunden mit der Buchner gewidmeten Arbeit *L. ANNÆI SENECAE TROJANERJNNEN; Deutsch übersetzt/ vnd mit leichter Außlegung erkleret; Durch MARTINUM OPITIUM* (Wittenberg: Zacharias Schürer 1625). Conermann: Widmungsband, 26.

Menschlein, häßlich von Gesicht und sehr schwächig, aber von großem Geist und in seiner Einfallsgabe und neuen deutschen Poesie so geschätzt, daß nicht allein die berühmten Dichter unserer Zeit und Sprache wie Herr Hübner und Herr Werder und mein Oheim, der Nährende, ihm – obwohl sie vor ihm die ersten Erfinder oder Erneuerer der deutschen Poesie waren – dennoch einstimmig und ganz freiwillig die Palme überlassen haben, sondern auch Seine Kaiserliche Majestät ihn in den Adelsstand erhoben und ihm den ruhmreichen Lorbeerbaum im Wappen verliehen hat. Folglich nahm mein durchlauchtiger Herr, der Nährende, ihn nach der Nobilitierung und in der Auffassung auf, daß außergewöhnliche Tugend auch ohnedem adelt, und gewährte ihm als Sinnbild ein Kränzlein oder ein Gewinde von Lorbeer, einen Lorbeerkranz, so daß er der Zweihundertste der Fruchtbringenden Gesellschaft ist, welche er zweifellos durch seine Reime über alles Maß erhöhen wird. Er wird bestrebt bleiben, mit seiner Dichtung in ganz Deutschland den Lorbeer zu erringen. Im übrigen ist er sehr gelehrt, kennt seine Sprachen gut, ist wohlbereist und hängt unserer Religion an.“ (291013). Opitz ist letztlich nicht als Gelehrter, kaiserlich Nobilitierter oder schlesischer Hofmann in die Akademie aufgenommen worden, obwohl auch dies und die reformierte Konfession ihn in Christians Augen empfahlen. Wie es im französischen Brief hieß: „la vertu extraordinaire annoblit sans cela“, d.h. sein Talent von nationaler Bedeutung adelte ihn schon genug und versprach, „mit seiner Dichtung in ganz Deutschland den Lorbeer zu erringen.“ Opitz hatte zwar bis dahin keine typische Tour an den Akademien und Höfen Europas absolviert, war aber doch nach Siebenbürgen und Wien gelangt und hatte nach der Flucht vor den Spaniern aus seinem Studienort Heidelberg Leiden und sogar Jütland kennengelernt.

Christian setzte eine weitere, berufliche Qualifikation hinzu, obwohl Opitz sie einem katholischen Kammerpräsident verdankte, welcher die Protestanten im königlichen Teil Schlesiens verfolgte: „Er dient jetzt dem Herrn Befehlshaber Schlesiens, nämlich dem Baron Karl Hannibal zu Dohna, einem Herren, der großes Ansehen und Berühmtheit in ganz Schlesien genießt.“ Es war dieser Mann, der Opitz auf Feldzügen mitnahm und 1630 mit einem wichtigen Agentenauftrag nach Paris schickte. Opitz sollte dort im Interesse des Kaisers in höfischen und gelehrten Kreisen auskundschaften, ob der schwedische König Gustav II. Adolf wirklich bald im deutschen Reich einfallen werde und auf welche Unterstützung er dabei von Frankreich und anderen Mächten rechnen könne. Wir kennen nur einige der Agentenberichte des Sekretärs, erfahren aber auch aus den Eintragungen und der Korrespondenz mit Buchner, Christoph zu Dohna, Lingelsheim, Venator, Zincgref u.a. viel über Opitz' Kontakte zu wichtigen Gelehrten und Politikern: Hugo Grotius, die Brüder Pierre und Jacques Dupuys – welche die Bibliothek De Thou und königliche Urkunden verwalteten –, weiterhin der alte Intellektuelle und Politicus Jean Hotman sieur du Villiers Saint-Paul, der in Dijon privatisierende große Philologe Claudius Salmasius, der wie

Grotius exilierte, remonstrantische Prediger Daniel Tilenus sowie der französische Diplomat Guillaume de Marescot sieur du Mesnil-Durant et Marcq u.a. Coler schrieb später in seiner *Laudatio* auf den Gekrönten: „über den Zustand ganz Europas pflegten sie zur Übung ihre Meinung zu äußern und zu urteilen, wobei es jedem der Zusammengekommenen freistand, ungehindert auf Französisch auszusprechen, was er dachte.“ (300502 K 4). Außerdem auffällig und bezeichnend für Opitz' Orientierung an der volkssprachigen europäischen Renaissance ist eine Äußerung in seinem Pariser Briefgedicht an Julius Wilhelm Zinzgref, den Freund aus Heidelberger Tagen und Herausgeber der ersten Opitz-Gedichtausgabe:

Es ist sich zu besorgen/
 Weil allbereit bey vns fast alle neue morgen
 Ein neuer Tichter wächst/ daß dise Schreibesucht
 Der Sprache zierlichkeit wird wider in die flucht
 Verjagen wie zuvor. Es sagt mirs kein Prophete/
 Doch lehrt es mich Paris/ da Ronsard nicht Poete
 Mehr heisset wie zuvor/ da Bellay betteln geht/
 Da Bartas vnklar ist/ da Marot nicht versteht
 Was recht Frantzösisch sey/ da Jodel/ da Bäiff
 Nicht also reine sindt/ wie jetzt der neue griff
 Vnd Hofe muster will. Heist dises nicht entlauffen
 Dem Wasser wo es quillt/ vnd auß der Pfütze sauffen? (300621)

Derweil wartete Karl Hannibal zu Dohna selbst vergeblich in Danzig zum Zwecke von Verhandlungen auf den schwedischen Reichskanzler Friherre Axel Oxenstierna (FG 232. Der Gewünschte. 1634). Er mußte am 16. Juli 1630 nach Schlesien zurückkehren, um dort Vorbereitungen gegen den nunmehr erwarteten schwedischen Angriff zu treffen. Auf seiner Rückreise wollte Opitz den Gelehrten Gerardus Joannes Vossius in Leiden und den kurpfälzischen Politiker Ludwig Camerarius im Haag besuchen, jedoch kam er nicht dazu (300607), da er im August 1630 eilig über Straßburg heimreisen mußte (300604 K 11). Mit Grotius hat Opitz bis zu seinem Tode korrespondiert. Als Lutheraner aufgewachsen, wohl unter dem Einfluß seiner Studienerfahrungen in Beuthen und Heidelberg zum Reformierten geworden und durch sein Leben an den Höfen Herzog Georg Rudolphs und Fürst Gabriel Bethlens in seinem Bekenntnis bestärkt, konnte Opitz im Dienst des gebildeten und freundschaftlichen Karl Hannibal zu Dohna irenische Neigungen entwickelt haben, obwohl mißgünstige Jesuiten und Mönche (290522, 290629, 290719, vgl. 300914 K 14) an dessen Hof und die Vertreibung der auf ihrem Glauben beharrenden Protestanten aus Schlesien Opitz das Leben erschwert haben müssen. Sogar Opitz' Vater Sebastian mußte, nachdem Dohna ihm auf ein Jahr Duldung in Bunzlau gewährt hatte (290311, vgl. 290719), schließlich nach Lissa in Polen emigrieren. Opitz scheint sich vor allem unter dem Einfluß von Grotius persönlich zu einer irenischen, praktischen und



Martin Opitz gestochen von Jacob van der Heyden (1630/31). S. *Opitz: Bfw.* I, 176.

undogmatischen Frömmigkeit bekehrt zu haben. Zwar übersetzte er auf Geheiß Dohnas und des schweidnitz-jauerschen Landeshauptmanns Freiherr Heinrich von Bibran ein lateinisches Handbuch der katholischen Kontroverstheologie von Matthias Becanus in das Deutsche (290428 u.ö.), jedoch kannte er damals schon Grotius' niederländische Versdichtung *Bewijs van den waren Godsdienst* (1622), die er 1625 im Winter in Schwiebus gelesen hatte. Er begann sie offenbar in Paris zu verdeutschen.³⁷ Grotius war wegen der politischen Implikatio-

³⁷ *Opitz: Bfw.* 290331, vgl. 300914. Hugo Grotius Von der Warheit der Christlichen Religion Auß Holländischer Sprache deutsch gegeben. Durch Martin Opitzen ([Breslau]: David Müller 1631). Vgl. *Opitz: Bfw.* 300607 I 0. Opitz' Becanus-Verdeutschung erhielt das Imprimatur schon 1629 (290428), erschien aber erst 1631.

nen seiner arminianischen Gesinnung in Holland inhaftiert und zum Tode verurteilt worden, konnte aber nach Paris fliehen, wo ihm der französische König eine Pension aussetzte, aber nicht auszahlte. Er diente später Schweden als diplomatischer Resident. Der vom Kaiser mit der Gegenreformation in Schlesien beauftragte Kammerpräsident Dohna versprach sich vor dem Ausbruch des Krieges mit Schweden von Opitz' Übersetzung offenbar eine besänftigende Wirkung. Deshalb drängte er auch auf die Übertragung einer ausführlichen und versöhnlichen theologischen Darlegung der natürlichen, einen Religion in Grotius' Prosatraktat *De Veritate Religionis Christianae* (1629). Opitzens junger Freund Christoph Coler brauchte für die Übertragung dieser „Editio secunda, priore auctor, & emendatior“ so lange,³⁸ daß Dohna angesichts des voll entbrannten Kriegs zwischen den schwedisch-protestantischen und kaiserlich-ligistischen Parteien das Interesse an einer solchen Arbeit verlor.

Grotius, Opitz und viele seiner Zeitgenossen sehnten sich in den konfessionellen Wirren ihrer Zeit nach Einheit der Religion und einem einfachen frommen Leben. Solche Einfachheit und Einheit der Sitten und des Glaubens waren aber unter den politischen Verhältnissen kaum zu erhoffen. So setzten Gelehrte und Poeten in ihrer Zeit- und Sittenkritik wenn nicht auf eine zweite Reformation, so doch auf die Reform der Litterae. Im Bemühen um Einheit der Sprache und deren einfache klare Reinheit traf sich Opitz mit der Fruchtbringenden Gesellschaft. Fürst Ludwig von Anhalt hatte 1618 in Köthen in Zusammenarbeit mit den ernestinischen Neffen in Weimar eine ratichianische Bildungsreform in Angriff genommen. Sie fußte auch auf der Volkssprache und verband damit die Erwartung einer Religion, Politik und Kultur umfassenden Reform aller Lebensverhältnisse. Deren Ideengeber Wolfgang Ratke hatte sich 1612 mit einem Memorial an den Reichstag gewendet, in dem er darzulegen versprach, wie „im ganzen Reich ein einträchtige Sprach, ein einträchtige Regierung, und endlich auch ein einträchtige Religion bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sei.“³⁹ Wir wissen, wie utopisch eine solche Reichsreform anmutet, daß Deutschland und Teile Europas bald darauf in einen langen furchtbaren Krieg stürzten und daß die ratichianischen Reformen in Anhalt-Köthen und Sachsen-Weimar unter dem Druck der Inflation eingestellt werden mußten. Die Fruchtbringende Gesellschaft in der Zeit Fürst Ludwigs und seiner Mitstreiter mußte in dieser Situation auf Institutionalisierung und territoriale Kulturpolitik verzichten und konnte nur in lockeren Strukturen und fernab von Bekenntnis und

³⁸ *Opitz: Bfw.* 310211 K 1 u.ö.

³⁹ „Memorial Welches zu Franckfort Auff dem Wahltag Ao. 1612. den 7. Maij dem teutschen Reich vbergeben.“ In Erika Ising: Wolfgang Ratkes Schriften zur deutschen Grammatik (1612–1630). Teil I: Abhandlung. Teil II. Textausgabe. Berlin 1959, 101–110, hier 101. Zu dem skizzierten Zusammenhang zwischen Ratke und der Fruchtbringenden Gesellschaft s. schon Conermann in: *Geöffneter Erzschein*, II, 26.

Parteiung auf dem Feld der kaum verdächtigen Sprachpflege tätig werden. So konnte sie Vertreter aller Parteien und christlichen Konfessionen gewinnen und in Büchern und im zivilisierten Briefwechsel und Gespräch für Frieden, christlich-sittliche Reformen und Kulturpatriotismus werben.

Das befreite aber noch nicht auch das Leben der Menschen von Parteinahme und Widersprüchlichkeit. Als sich nach der Landung und den ersten Siegen Gustavs Adolf auch die schlesischen Protestanten und mit ihnen die Piasten der anti-kaiserlichen Partei anschlossen, folgte Opitz seinem katholischen Herrn nicht auf der Flucht von Breslau nach Prag, sondern tauchte bald als Gesandter der schlesischen Stände und Agent der Piasten (330412) in diplomatischen Missionen auf. Als die Position der Verbündeten nach der Niederlage von Steinau (23.10.1633 n. St.) zusammenbrach und es sich abzeichnete, daß der Kaiser, der als König von Böhmen auch Souverän im königlichen Schlesien war, die Piasten nicht in den Reichsfrieden einschließen würde, zogen diese sich schnell nach Preußen zurück. Opitz besuchte sie dort und siedelte Ende August 1635 nach Thorn über (360822 K 2). Er flüchtete sich sodann unter den Schutz des Oeconomus der Marienburg, des reformierten Reichsgrafen Gerhard von Dönhoff, eines Jugendfreunds König Wladislaus' IV. Sigismund von Polen. Mit ihm, an dessen Hof – wie Opitz' Freund Bernhard Wilhelm Nüßler schrieb – „die meisten sich nach dem Beispiel des Königs die deutsche Sprache ebenso wie deutsche Sitten anzueeignen“ (360621) strebten, führte Opitz in Danzig im Januar/ Februar 1636 in einer bis in die Nacht reichenden Privataudienz ein geheimes Gespräch und etablierte sich einige Monate später, etwa Ende August 1636, in der Hafenstadt als königlicher Sekretär und Historiograph.⁴⁰ Er verfaßte zu Ehren des Königs und einer Reihe von zu-

⁴⁰ *Opitz: Bfw.* 360822 u. 360923 K 1. Der König hielt sich vom 19. 1. bis 9. 2. 1636 n. St. in Danzig auf. *S. Opitz: Bfw.* 360000 K u. 360621 K 1. Opitz, der schon 1634 auf die polnische Eroberung von Smolensk ein Epigramm geschrieben hatte (360000 I), veröffentlichte 1636 innerhalb weniger Monate ein *LOBGEDICHT* (360000) auf Wladislaus, schrieb für den König den *PANEGYRICVS* auf dessen verstorbene Tante Anna (360716), verfaßte Ehrengedichte und Reden auf zumeist protestantische polnische Magnaten (den Sozinianer Elias v. Arciszow Arciszewski, 360404; den „Polnischen Bruder“ Frh. Fabian v. Cema, 360717; den protestantischen Senator Graf Rafał Leszno Leszczyński u. dessen Gemahlin Katharina, 360822 K 5) und widmete ihnen wichtige literarische Werke: noch in Thorn Dönhoff die nach Sophokles verdeutschte *ANTJGONE*, 360315; an den polnischen Großkanzler Tomasz Zamojski die Abhandlung *VARIARVM LECTIONVM LIBER. In quo præcipue SARMATICA*, über die Sarmaten als antike Besiedler des späteren Polen, 370131. Über die Umstände, unter denen Opitz zumindest gewisse Gelegenheitsarbeiten in seiner neuen 'Heimat' verfassen mußte, s. seinen Brief 360822 an den Breslauer Freund Christoph Cunrad: „Ich lebe in solchen Verhältnissen, in denen man das meiste den Wünschen der Leute anbequemen muß, die durch ihre Hilfe und Bemühung meine Umstände erleichtern können. Daher konntest Du bereits die Reden auf den Tod der schwedischen Fürstin und auf den Baron Cema sehen. Kaum waren sie fertig, folgte darauf eine andere Rede, die zu Ehren des erlauchten Palatins von Belz ausgearbeitet werden mußte und die ich gestern vollbracht habe. Im Bettchen sind mir heute nun für Dich schließlich bestimmte Verse eingefallen, die weder meines Namens noch Deiner Erwartung würdig sind.“

meist evangelischen Magnaten Gedichte und Lobreden, schrieb Dönhoff auch seine *Antigone*-Übertragung und dem Großkanzler Tomasz Zamojski sein einziges polnisches historiographisches Werk zu, das von den Sarmaten als Vorläufern der Polen handelt. Wie ein Doppelagent korrespondierte Opitz von Danzig aus weiter mit dem schwedischen General Johan Banér (FG 222. Der Haltende. 1634) und mit dem Reichskanzler Oxenstierna, doch mag das auch im wohlverstandenen Interesse des polnischen Königs geschehen sein. Leider hat Opitz die einschlägigen Schriftstücke im August 1639, als er an der Pest erkrankte, bis auf wenige verbrannt (390820). Zu den erhaltenen Briefen gehört ein Schreiben, mit dem Opitz Oxenstierna, der wie Banér Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, seinen Psalter überschickte: „E. Exc. vbersende ich meinen Luthrischen Psalter, wie er dann auff der Meße zue Franckf. am Main unter die Theologischen Luthrischen bücher ist gesetzt worden.“ (380610). Opitz und sein Psalter, dessen Musik die des Genfer Psalters ist, konnten zwar als reformiert gelten, allerdings waren, wie oben erwähnt, auch die deutschen Lutheraner schon seit langem daran gewöhnt, die Psalmlieder des reformierten Ambrosius Lobwasser nach den Melodien des Hugenottenpsalters zu singen. Über diesen Umstand wie über die Konfession seines Agenten Opitz wird der Lutheraner Oxenstierna Bescheid gewußt haben, so daß Opitz' Hinweis auf den Irrtum im Meßkatalog vom Reichskanzler mit einem Schmunzeln gelesen worden sein dürfte. Dies sagt auch etwas über den weltgewandten Poeten und Agenten aus, der mittlerweile mit Politikern wie Gelehrten aus ganz Europa selbstsicher umging. Das zeigt sich auch in drei zwischen Danzig und Greenwich gewechselten Briefen,⁴¹ deren beide erste allerdings von größerem literarischen als politischem Interesse sind. Der Briefpartner, König Karls I. lateinischer Sekretär und späterer Unterstaatssekretär Georg Rodolf Weckherlin, war nicht nur der Vorgänger Miltons in diesem für die ausländische Korrespondenz zuständigen Amt, sondern auch der bedeutendste deutsche Dichter unmittelbar vor Opitz. Dieser sandte ihm auch seinen deutschen Psalter, und Weckherlin mußte ihm in einem beigelegten Sonett erwidern, Opitz habe ihm damit seine wenigen eigenen Psalmen aus der Hand geschlagen, die er im Jahr zuvor dem kurpfälzischen Diplomaten Johann Joachim von Rusdorf zur Veröffentlichung anvertraut habe. Opitz befriedigte auf dem Wege diplomatischer Korrespondenz nicht nur seine Neugier hinsichtlich des fernen, seit vielen Jahren schweigenden Poeten, sondern entlockte ihm auch ein rühmendes Sonett auf seine eigene literarische Leistung. Im übrigen stellte Opitz sich Weckherlin auch als Gelehrter vor, der nun voller

⁴¹ *Opitz: Bfw.* 380608, 380705 u. 381004. Im ersten Brief scheint Opitz die Gelegenheit benutzt zu haben, um mit Weckherlin den Poeten und Gelehrten anzusprechen, denn er überließ es dem Danziger Mitagenten Bartholomaeus Nigrinus, in eigenen Schreiben an Weckherlin über Politisches zu berichten.

Eifer zu seiner *Dacia antiqua* zurückkehre: „ein lange versprochenes Werk, das jedoch meine Verhältnisse und die Zeitumstände gehemmt haben.“ (380610). Diese geplante Landeskunde des antiken Dakien und damaligen Siebenbürgen sollte nie erscheinen und ist wohl nicht über den Zustand von Kollektaneen hinausgelangt. Sie gingen verloren, jedoch wurden Abschriften von 58 römischen, meist zuvor unbekannten Inschriften überliefert, die Opitz während seines Aufenthalts im Fürstentum Gabriel Bethlens gesammelt hatte. Der Leser erblickt in *Opitz: Bfw. I*, 510ff. die Abbildungen eines in der Universitätsbibliothek Leiden wiederentdeckten Opitz-Autographs und einen der von Opitz kopierten Steine, der im 18. Jahrhundert in den Vorläufer der Österreichischen Nationalbibliothek gelangte. Opitz sandte am 20.11.1626 seine Sammlung an seinen ehemaligen Heidelberger Lehrer Janus Gruterus, den großen Epigraphen, der seine und Josephus Justus Scaligers *Inscriptiones antiquae totius orbis Romani* zum drittenmal herausgeben wollte.⁴² Als Gruter darüber verstarb, schickte Opitz Abschriften an Grotius, damit dieser sie Claudius Salmasius zugänglich mache, der Gruters Arbeit übernehmen wollte (280905). Erst Thomas Reinesius konnte Opitz' Abschriften in seinem *Syntagma Inscriptionum Antiquarum* (1682) als Ergänzung zur unvollendeten Ausgabe Gruters veröffentlichen. Theodor Mommsen hat die zuerst von Opitz gesammelten Inschriften bis auf drei in seinem *Corpus inscriptionum Latinarum* mustergültig publiziert.

Opitz war mit seiner oft angekündigten, jedoch nie vollendeten *Dacia antiqua* und mit seinen *Sarmatica*, die auch einige der dakischen Inschriften zitieren, zwar unter Gelehrten aufgefallen, jedoch damit noch nicht endgültig in die Reihen der Poetae genannten Humanisten aufgenommen. Obgleich dieser Begriff der Renaissance, der sich auf die Artes und Litterae in Dichtung und Wissenschaft erstreckte, in der Spätrenaissance noch Geltung besaß, war er doch inzwischen erweitert um die Pflege der volkssprachigen Literatur und des nicht-antiken Altertums. Den damit verknüpften Gedanken des renaissancehaften Wettbewerbs der europäischen Völker mit ihren antiken, griechisch-römischen Vorbildern und untereinander ließ Grotius in einem Brief an Opitz in eine Geste der Anerkennung einfließen: „[...] ich meine, daß der deutschen Dichtung von Dir als erstem eine Form gegeben worden ist und eine Haltung und Gewandung, in der sie mit anderen Völkern konkurrieren kann. Vorher erblickten wir deshalb Verse solcher Art,

⁴² Zum Brief an Gruter 261120A vgl. die Beschreibung der Abbildungen in *Opitz: Bfw. I*, 167ff. Eine von Opitz' Hand verfaßte Abschrift von nur 22 (25) Inschriften in der Bibliothèque Nationale de France in Paris stellt die von Opitz an Grotius geschickte Auswahl dar. S. Jörg-Ulrich Fechner: Unbekannte Opitiana – Edition und Kommentar. In: *Daphnis* 1 (1972), 23–41. Vgl. nun auch Harald Bollbuck: „Quem imiter?“ Antiquarische Forschung und Philologie bei Martin Opitz.“ In: *Welche Antike? Konkurrierende Rezeptionen des Altertums im Barock*. 2 Bde. Wiesbaden 2011, 231–246.

wie sie einst Wahrsager und Faune sangen,
als nicht einer die Klippen der Musen umschiffte hatte
noch sich um den Stil bemühte.“⁴³

Auch als Gelehrter hat Opitz das Studium der eigenen vaterländischen Dichtung und Geschichte viel verdienstvoller als die Memoria der römisch-transsilvanischen oder sarmatisch-polnischen Vergangenheit gefördert. Die erwähnte philologische Edition des frühmittelhochdeutschen Annolieds stellt mit ihren Worterklärungen und historischen Anmerkungen Opitz in eine Reihe mit anderen bahnbrechenden humanistischen Erforschern des germanischen Altertums in Europa. Opitz korrespondierte den erhaltenen Zeugnissen nach über dieses Denkmal mit Fürst Ludwig (390310, 390514 u. 390807), dem Wittenberger Poeten Augustus Buchner (390126), dem in Leiden studierenden Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (390121), dem Leidener Orientalisten und Altertumsforscher Johann Elichmann (390800) und dem in Paris lebenden Hugo Grotius (390822). Fürst Ludwig wollte an diese Arbeit anknüpfen und fragte nach dem Erhalt und der genauen Durchsicht des Buchs den Historiker Friedrich Hortleder (FG 343. Der Einrichtende. 1639) – der allerdings wenig später selbst starb –, „ob er die ersetzung und fernere auslegung derselben [Wörter; K.C.] als einer in der deutschen sprache woll geubter und erfharner, auff sich zu nehmen, ihme wolte belieben lassen [...]“ und zu dem Zwecke „etzlicher bekanten in Köln, oder in dem Niederlande, darbey nicht sehr woll wurde gebrauchen können.“ (390901).

Grotius bedankte sich für das ihm geschickte Exemplar des Annolieds mit den Worten: „Dieses Geschenk ist mir umso angenehmer, als ich nämlich die Zeit, wieviel ich auch immer von den Amtsgeschäften stehlen kann, nicht nur gotischen und wandalischen Dingen, sondern auch deren Wörtern und Namen widme. Für diese Arbeit können mir gotische oder wegen ihrer Sprachverwandtschaft auch deutsche Glossare von großem Nutzen sein, wenn man sie bekommen kann außer denen, die Pithaeus, Lindenbrog, Goldast, Vulcanius und Spelman veröf-

⁴³ 380727: „[...] sentio a te primum germanicæ poesi formam datam et habitum quo cum alijs gentibus possit contendere.
ante versus inde vidimus, quales
vates olim Fauniquæ canebant
Quum neque Musarum scopulos quisquam superarat
Nec dicti studiosus erat.“
Die Verse zitieren mit umgestellter Wortfolge Ennius, Ann. 7, 209–211. Ein „Grab Opitii“ betitelteltes Epigramm Hoffmannswaldaus beginnt:
„Mich hat ein kleiner Ort der teutschen Welt gegeben/
Derwegenc meiner wird mit Rom die Wette leben!“ (390822A).

fentlicht haben.“⁴⁴ Wie schon die Namen der erwähnten Altertumsforscher anzeigen, hatte sich Opitz in einen europäischen, über seine nationale Dichtung hinausreichenden Diskurs der Renaissance eingeschaltet, der die mehreren europäischen Völkern gemeinsame „alte Mutter Germania“⁴⁵ betraf. Der Niederländer richtete ein lateinisches undatiertes Gedicht zum Dank an Opitz, bei dem ich früher gezögert habe, ob ich es auf Opitz' Übersetzung von Grotius' *Bewijs van den waren Godsdienst* beziehen sollte. Mir scheint es nun doch ein Preis der Annolied-Edition zu sein. Das Epigramm⁴⁶ verknüpft die auch 1639 noch bevorstehende *Dacia antiqua* mit den Geten, die den Dakern gleichgesetzt werden, und stellt dem Ister (untere Donau) den zum Kölner Erzbischof Anno passenden Rhein gegenüber. Vor allem aber vergleicht es Opitz mit den Vätern der antiken, italienischen, französischen und niederländischen Dichtkunst oder Geschichtsschreibung und erhöht ihn sogar noch dadurch, daß er Opitz als eine Stifterfigur sowohl für Deutsche als auch für Siebenbürger rühmt:

Wieviel die Herrscherin Rom dem feierlichen Vergil,
wieviel Italien später Petrarca,

⁴⁴ Opitz: Bfw. 390822: „Est autem mihi id donum eo gratius, quod quicquid negotiis subduci potest temporis id non rebus tantum sed et vocibus nominibusque Gothicis et Vandalicis tribuam. ad id opus magno mihi usui esse possunt Gloßaria Gotthicac aut ob consanguinitatem sermonis Germanica, si qua haberi possunt præter ea, quæ Pithæus, Lindembrogius, Goldastus, Vulcanius, Spilmannus dedere. Juvisti me ergo et ut porro juves rogo.“ Vgl. Grotius' eigenes Werk: *Historia Gotthorum, Vandalorum, & Langobardorum: Ab Hygone Grotio partim versa, partim in ordinem digesta. Præmissa sunt ejusdem Prolegomena. Vbi Regum Gotthorum Ordo & Chronologia, cum Elogiis. Accedunt Nomina Appellativa & verba Gotthica, Vandalica, Langobardica* (Amstelodami: Ludovicus Elzevirius 1655).

⁴⁵ So Grotius einmal in einem Brief an den Opitz (310714) angesichts der Übertragung seines *Bewijs van den waren Godsdienst* durch denselben: „Nunc autem etiam qua parte meum est illud opus, multò plus, quàm antea placere mihi incipit, ex quo Germanicæ gravitatis more cultum procedit. Non tantum tibi Germanos tuos debere arbitror, qui quæ à me collecta sunt, alibi saltem sparsa legere poterant, quantum ego debeo, qui tuo munere Germaniæ antiquæ parenti nostræ innotescam.“

⁴⁶ Opitz: Bfw. 390822 I, V. 7ff.: Ad virum clarissimæ eruditionis Martinum Opitium Hugonis Grotii gratiarum actio.
Quantum grandiloquo regnatricis Roma Maroni:
Petrarchæ quantum senior Italia:
Quantum florilegis Ronsardi Gallia Musis,
vel mea Dousæis patria carminibus:
Tantum Teutonici debet tibi nominis et quod
Nunc viget, et quantum sæcla futura dabunt.
Hoc habuit Rhenus. Sed nunc ne maximus Ister,
Invideat, clarum Dacia surgit opus.
Ergo novo gens prisca Getæ gaudete triumpho:
Ausonias vobis hic dabit unus opes.
Idem qui nasci teneris sed it ante Camoenis
Ex Orco veteres suscitatur historias!

Wieviel Gallien blumenwindenden Musen Ronsards,
oder wieviel mein Vaterland Gesängen Dousas schuldet,
Soviel verdankt Dir der deutsche Ruf und was er
nun gilt und wieviel die Zukunft noch bringt.
Das kam dem Rhein zu. Die Donau aber, der größte Strom, soll es nicht neiden,
und herrlich erhebt sich im Werk Dakien.
So frohlockt ihr Geten, oh altes Volk, im neuen Triumph.
Es schenkt Euch einer hier ausonische Schätze.
Er selbst, der einst aus den zarten Musen geboren sein wollte,
nun erweckt er jedoch aus der Unterwelt die alte Geschichte!

Ausonias opes, ausonische Schätze, verweist durch Ausonius, den Verfasser einer Mosel- und Rheinreise (*Mosella*), sowohl auf das Annolied als auf die antike römische Dichtung, denn die Ausones waren die uralten Bewohner Mittel- und Unteritaliens – was auch zur *prisca gens* der Getae oder Dacii paßt. So schuf Opitz in Grotius' Augen deutsche Dichtung von nationalem Rang und europäischer Bedeutung, zugleich aber spielte der Schlesier als Herausgeber des Annolieds und als Geschichtsschreiber Dakiens nicht nur eine deutsche oder zeitgenössische Rolle.